

Museum: ausreichend
Die „untere Grenze“ der Museumsdefinition

Tagungsbericht
Internationales Bodensee-Symposium
Friedrichshafen, 21-23 Juni 2019

Dr. Stéphanie Wintzerith

Was genau ist ein Museum? Die allgemeine Öffentlichkeit würde in etwa spontan antworten: Ein Ort, in dem man Ausstellungen von Werken oder Objekten sehen kann, die nicht zum Verkauf stehen. Wir als Museumsprofis sehen ein komplexes Gebilde vor unserem inneren Auge und tun uns paradoxerweise sehr schwer mit einer überzeugenden Definition. Dabei sollten ausgerechnet wir es wissen, schließlich gestalten wir besagte Museen. In regelmäßigen Abständen nagt die Definitionsfrage besonders stark an unserem Selbstbewusstsein, die Diskussion entfacht.

Impulsvortrag

Nach den sehr herzlichen und informativen Eröffnungsreden brachte der Impulsvortrag den Stein des Nachdenkens ins Rollen. Man nähme zunächst die berühmte, weltweit gültige Definition, die ICOM vor Jahren formuliert hatte – ein Meilenstein für die Anerkennung der Museen. Wäre sie etwa bereits obsolet? Auf den ersten Blick sind die darin aufgelisteten fünf Kernaufgaben der Museen, die gebetsmühlenartig in einem Atemzug genannt werden – sammeln, bewahren, forschen, ausstellen, vermitteln – wohl das Mindeste, was eine Einrichtung leisten muss, um tatsächlich als Museum gelten zu können. Selbstverständlich. Vielleicht sollte diese Liste sogar um eine Kernaufgabe erweitert werden, nämlich das Dokumentieren. Doch seien wir ehrlich: Nähmen wir es ganz genau mit dem Einhalten aller Kernaufgaben, würden sich nur noch wenige Museen so nennen dürfen. Ob eine (mehrere?) Aufgabe nun gänzlich ausfällt oder nur teilweise bzw. sporadisch erfüllt werden kann, die Festlegung der unteren Grenze gleicht einer Gratwanderung.

Wie steht es um Museen, die nicht (mehr) sammeln (können), beispielsweise weil keine weiteren Objekte ihres Sammlungsgebietes (legal) erhältlich sind oder weil ihre Sammlung zum Teil nicht mehr relevant ist? Ist es bereits kein Museum mehr, nur weil das Haus keinen Restaurator beschäftigt? Auch bei der Forschung hakt es oft, die Experten sind schwer zu finden und bisweilen mit anderen Museumsaufgaben beschäftigt. Ist das Ausstellen noch gewährleistet, wenn einige Säle mangels Aufsichtspersonals des Öfteren nicht zugänglich sind, oder wenn das gesamte Haus gar über Jahre zwecks Sanierung geschlossen bleibt? Auf ein dauerhaftes, ausführliches Erfüllen aller fünf Kernaufgaben zu bestehen, scheint angesichts der Vielfalt der Einzelfälle in der Museumslandschaft völlig unrealistisch.

Es gibt zudem noch viel zu hinterfragen, beispielsweise die durch die Reihenfolge der Nennung implizierte Hierarchie der Begriffe: Ist sammeln für alle Museen wirklich wichtiger als bewahren, was wiederum Vorrang auf das Forschen haben sollte usw.? Warum sollte das Vermitteln einen niedrigeren Stellenwert als alle anderen Aufgaben haben? Dürfte das nicht jedes Museum für sich entscheiden? Des Weiteren ist die ICOM-Definition der Museen ein Ergebnis jahrelanger internationaler Verhandlungen, die entsprechend mehrmals übersetzt wurde, so dass die Begriffe in den jeweiligen Sprachen unterschiedliche Nuancen und Aspekte abdecken.

Trotz aller Unschärfe erscheint es erstrebenswert für die Museen, diese Kernaufgaben zu erfüllen bzw. es zu versuchen. Die Betonung liegt tatsächlich auf der Bemühung, nicht auf der Erfüllungspflicht. Das Gleiche trifft für Standards zu: ICOM und der DMB haben Mindeststandards formuliert, die mehrere Bereiche der Museumsarbeit betreffen. Standards sollten per Definition für alle gelten. Deren Einhaltung ist allerdings dadurch erschwert, dass

etliche dieser Standards genau genommen nicht messbar sind oder unbestimmbare Begriffe enthalten. Abgesehen davon lassen sie keine Flexibilität für berechnete Einzelfälle zu. Also auch keine brauchbare untere Grenze? Dieser gordische Knoten könnte dadurch gelöst werden, dass diese Standards erstens keine Mindestanforderungen mehr setzen, sondern als Zielsetzung gelten und entsprechend erreicht werden sollten, aber keine Ergebnispflicht darstellen. Zweitens könnten differenzierte Standards gelten, die etwa zwei oder drei Anspruchsniveaus bedienen. Damit wären die Chancen größer, die Museen zum Erreichen der Standards anzuspornen, so der Vorschlag.

Kernaufgabe nicht alle erfüllt: Wie gehen die Museen damit um?

Was ein Museum allein nicht vermag, das können mehrere Museen im Verbund erreichen. Der Kulturverband Friesland etwa setzt auf freiwillige Kooperation zwischen meist ehrenamtlich geführten Kleinstmuseen und einem hauptamtlich geführten, etwas größeren Museum. Gemeinsam werden die Herausforderungen angegangen, die Ressourcen nach Möglichkeit geteilt, externe Partner bei Bedarf eingesetzt, Förderungen beantragt und gemeinsame Projekte durchgeführt – ob Beratung, Forschung, Restaurierung, eine Sonderausstellungsreihe organisieren oder die Institutionen selbst verfestigen, alle Museen profitieren von den Erfahrungen und Kompetenzen der Partner und können so langfristig ihr Weiterbestehen sichern.

Zwar gehört das Bewahren, also auch das Restaurieren und Konservieren, zu den Kernaufgaben des Museums, aber längst nicht alle Museen haben eine Stelle dafür eingerichtet – eigentlich sind es erschreckend wenige. In Zeiten der knappen Budgets sind Restauratoren bzw. Restaurierungsarbeiten zudem bevorzugte Opfer des roten Stiftes. Ergebnis: die meisten restauratorischen Arbeiten werden extern vergeben, oft in Zusammenhang mit einer Ausstellung oder dem Leihverkehr, und der Beruf entwickelt sich immer mehr in die Freiberuflichkeit, mit entsprechenden prekären Perspektiven für den Nachwuchs. Outsourcen hat durchaus Vorteile für das Museum, wenn das Knowhow/Expertenwissen im Haus fehlt oder bestimmte Geräte erforderlich sind, wenn dadurch Kostenreduzierungen oder schnellere Reaktionen möglich sind. Allerdings wirft es ebenfalls nicht einfache Fragen auf: Wie kann das Museum die Qualität der Restaurierung beurteilen, wenn es selbst das Knowhow dazu nicht hat? Wie abhängig ist es/sollte es von Dritten sein? Was ist mit dem Transfer von Informationen? Und was mit der Übertragung von Haftung/Verantwortung für die zu restaurierenden Objekte? Das Fazit zum Thema Outsourcing: Eine komplette Abteilung auszulagern ist langfristig nicht gut für das Museum, was es aber unbedingt in Anspruch nehmen sollte, ist kompetente Beratung.

Museum oder nicht?

„Museum“ ist bekanntlich kein geschützter Begriff. Entsprechend können Museen etliche Formen fernab von der ICOM Definition annehmen. Eines davon ist das Schweizer „Musée imaginaire des migrations“, das aus einer Webseite und jeweils einer kleinen Vitrine in unterschiedlichen „Gastmuseen“ besteht, in der die literarisch aufgearbeitete Geschichte eines Migranten gezeigt wird. Von der Einhaltung aller Kernaufgaben keine Spur, ein Museum will es trotzdem sein.

Im Fall des „Museums für Archäologie und Ökologie Dithmarschen in Albersdorf“ ist der Kern seiner Arbeit die Vermittlung, die eine Vielfalt von Programmangeboten und Vorführungen fasst und vor allem auf das Mitmachen der Besucher setzt. Entsprechend sind kaum „Originale“ ausgestellt, vielmehr werden Repliken als Hands-on eingesetzt. Zwar sind alle vermittelten Inhalte wissenschaftlich fundiert, doch ist das Freilichtmuseum kaum selbst in der Forschung tätig. Obwohl bewusst nicht alle Kernaufgaben erfüllt werden, versteht es sich als vollwertiges Museum.

Das Stapferhaus dagegen, das sehr erfolgreiche Ausstellungen zu Gegenwartsthemen veranstaltet, hat die Frage „Museum oder nicht?“ noch nicht gelöst. Es hat keine eigene Sammlung aufgebaut – immaterielle Themen, Werte, Gegenwart zu sammeln ist eine wahre

Herausforderung –, weswegen es für die Schweizer Behörden kein Museum ist und keine Zuschüsse erhält. Die Ausstellungen sind ein Erlebnis, gar ein Event, für Museen schon fast zu viel Unterhaltung. Andererseits taucht es in den Veranstaltungskalendern der Medien meistens in der Rubrik „Museen“ auf. Wichtiger noch, es bezieht gerade sein brandneues, eigens dafür entworfenes Gebäude in Lenzburg, ein wesentlicher Bestandteil einer dauerhaften musealen Einrichtung. Seine Besucher betrachten diese Debatte schmunzelnd und nehmen das Stapferhaus vorrangig als „Ausstellungsort“ wahr.

Dezidiert nicht als Museum stellt sich das „me Collectors Room Berlin“ selbstbewusst vor. Als Teil der privaten Olbricht-Sammlung widmet es sich dem Ziel, den Zugang zur und den Genuss von Kunst zu fördern. Es geht ganz andere Wege als die klassische Ausstellung, nah und unkompliziert, experimentierfreudig – mit Erfolg. Als Museum abgestempelt zu werden, wäre zu einschränkend. Das Klischee des steifen Kunstmuseums würde abschreckend wirken und die Zugangsschwelle für die Zielgruppe erhöhen statt heruntersetzen.

Eine Sammlung allein macht noch kein Museum aus. Das Adidas Unternehmensarchiv versteht sich ebenfalls nicht als Museum, obwohl es einige der Kernaufgaben erfüllt und sogar eine Ausstellung eingerichtet hat. Entscheidend ist hier die Funktion des Archivs: Es steht vor allem in Dienst des Unternehmens, seiner Mitarbeiter und seiner Produktentwicklung, manchmal seiner Kommunikation oder gar seiner Rechtsabteilung. Zudem ist das Anfassen der meisten (historischen) Objekten – Sportschuhen, Bekleidung und vielem mehr – unumgänglich, was konservatorisch zwar nicht unproblematisch, für den Mitarbeiter allerdings zweckdienlich ist. Die Öffentlichkeit ist nicht der Hauptadressat der Sammlung.

Universitäts-sammlungen bestehen ebenfalls unter ganz anderen Rahmenbedingungen. Ob nun in Museen ausgestellt oder nicht, ihr Zweck besteht (bestand) primär darin, Lehre und Forschung zu unterstützen, weswegen sie ursprünglich von den einzelnen Professoren angelegt worden sind. Entsprechend werden die gesammelten Objekte zunächst gebraucht, manchmal auch verbraucht, bevor sie ausgestellt werden. So wissenschaftlich wertvoll die Gegenstände sein mögen, sie sind nicht immer präsentabel, geschweige denn spektakulär oder schön anzuschauen, ergo „ausstellbar“. Langsam entwickelt sich das Bewusstsein der Universitäten, die das Potenzial ihrer Sammlungen zu entdecken beginnen. Leitfäden, um diese besser (wieder-) erschließen, konservieren und zur Geltung zu bringen, sind hier hilfreich. Die Expertise der Museen wird hoch geschätzt.

An der unteren Grenze

A propos Leitfäden... Eine Definition dessen, was ein Museum sein bzw. leisten soll, erfordert ein wenig Abstand und doch fundiertes Wissen über die betrachteten Einrichtungen. Wer könnte dies besser als die Museumsverbände und -vertreter? Auf regionaler oder nationaler Ebene wurden Kriterienkataloge ausgearbeitet, die etwas Struktur in das Dickicht der Museen bringen sollten. Entstanden sind einerseits Mindeststandards, andererseits Gütesiegel. Beide Ansätze haben das Ziel, ein Mindestmaß an Qualität zu sichern und die Museen anzuspornen, diese einzuhalten. Wo die Standards lediglich als „zu erreichen“ in den Raum gestellt, aber nicht kontrolliert werden, so werden die Gütesiegel nach akribischer Prüfung vergeben und in regelmäßigen Abständen erneut evaluiert. Ein wesentlicher Aspekt ist die damit verbundene Beratung der Museen.

Eine Registrierung bzw. ein Gütesiegel, wie es beispielsweise das Österreichische Museumsgütesiegel darstellt, hat Mindestanforderungen formuliert. Diese sind teils zwingend einzuhalten, teils als Richtschnur zu verstehen. Damit ist die notwendige Flexibilität zwar gewährleistet, die den Einzelfall eines Museums berücksichtigen kann, allerdings ist ihre Gültigkeit als feste untere Grenze wiederum in Frage gestellt. Dennoch werden Registrierungen und Gütesiegel von den Besuchern sowie von den Trägern,

Förderern und Behörden als Garantie einer gewissen Qualität verstanden, womit eines der Ziele erreicht wäre. Allerdings gibt es sie zumindest in Deutschland nicht flächendeckend. Viele Kollegen fordern zudem, die Standards dringend zu überarbeiten, so dass auch diese nicht uneingeschränkt als untere Grenze anerkannt sind. Sind die weniger detaillierten, aber dafür allgemeingültigeren Kernaufgaben vielleicht doch die bessere untere Grenze?

Kaum ein kleines Museum ist in der Lage, alle Kernaufgaben bzw. Standards zu erfüllen. Sie fühlen sich so, als befänden sie sich bereits an der unteren Grenze. Was sollte unbedingt gewährleistet sein? Für ein ehrenamtlich geführtes Kleinstmuseum ist zunächst die Tatsache wichtig, überhaupt zu bestehen, manchmal zu überleben und das Weiterbestehen zu sichern. Ob dies als Minimalanforderung ausreicht? Der Bedarf an Unterstützung ist vorhanden, wenn auch nicht immer erkannt. Angebotene Schulungen und Projektförderungen sollten nach Möglichkeit vor Ort stattfinden und so niederschwellig wie nur möglich sein, um von den vielen Ehrenamtlichen angenommen werden zu können – das Minimum in der Fortbildung. Wie bereits erwähnt, die Vernetzung dieser Kleinstmuseen sowie langfristige (institutionelle) Partnerschaften helfen, die Engpässe zu überwinden.

Für alle gültig

Wie ein roter Faden taucht immer wieder die Sorge nach dem (akademischen) Nachwuchs bzw. der Weitergabe des Expertenwissens auf. Besonders akut stellt sich diese Frage bei den thematisch breit gefächerten Museen, die sich der Alltags- und Sachkultur widmen. Mit dem bevorstehenden Generationenwechsel, insbesondere der Ehrenamtlichen droht ein schmerzlicher Rückgang der Anzahl jener „Wissenden“ und Zeitzeugen, die die Vermittlung bisher gewährleisten. Wie kann also der Stab an Jüngere weitergereicht werden, um das Fortbestehen des Museums zu sichern? Zudem greift die Sorge um, dass die Universitäten es kaum noch vermögen, den dringend gebrauchten akademischen Nachwuchs auszubilden. Mit anderen Worten, die Experten in den unterschiedlichen Disziplinen, die die Themenbereiche vieler Museen abdecken sollten, werden rar. Ohne die geeigneten Experten leidet die Vermittlung bzw. die Forschung im Museum – womit wir wieder bei den Kernaufgaben wären, und bei der unteren Grenze in der Besetzung des Museumspersonals.

Alle während der Tagung angesprochenen Ansätze zur Definition von Mindestanforderungen an die Museen haben ihre Vorzüge, aber auch ihre Schwächen. Eindrückliche Beispiele wurden erläutert und spannende Diskussionen brachten unterschiedliche Gesichtspunkte hervor. Dabei wurde erneut deutlich, dass die Definition des Museums nach wie vor unscharfe Kanten hat. Die untere Grenze wurde immerfort gesucht, eng umkreist. Wer dort ankommt, der kann den Blick vor allem nach oben richten. Denn Luft nach oben ist immer – man strebe Exzellenz an.